

Mit Bus und Bahn durch Afrika

Autor(en): **Toggenburger, Margrith**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 1

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661529>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

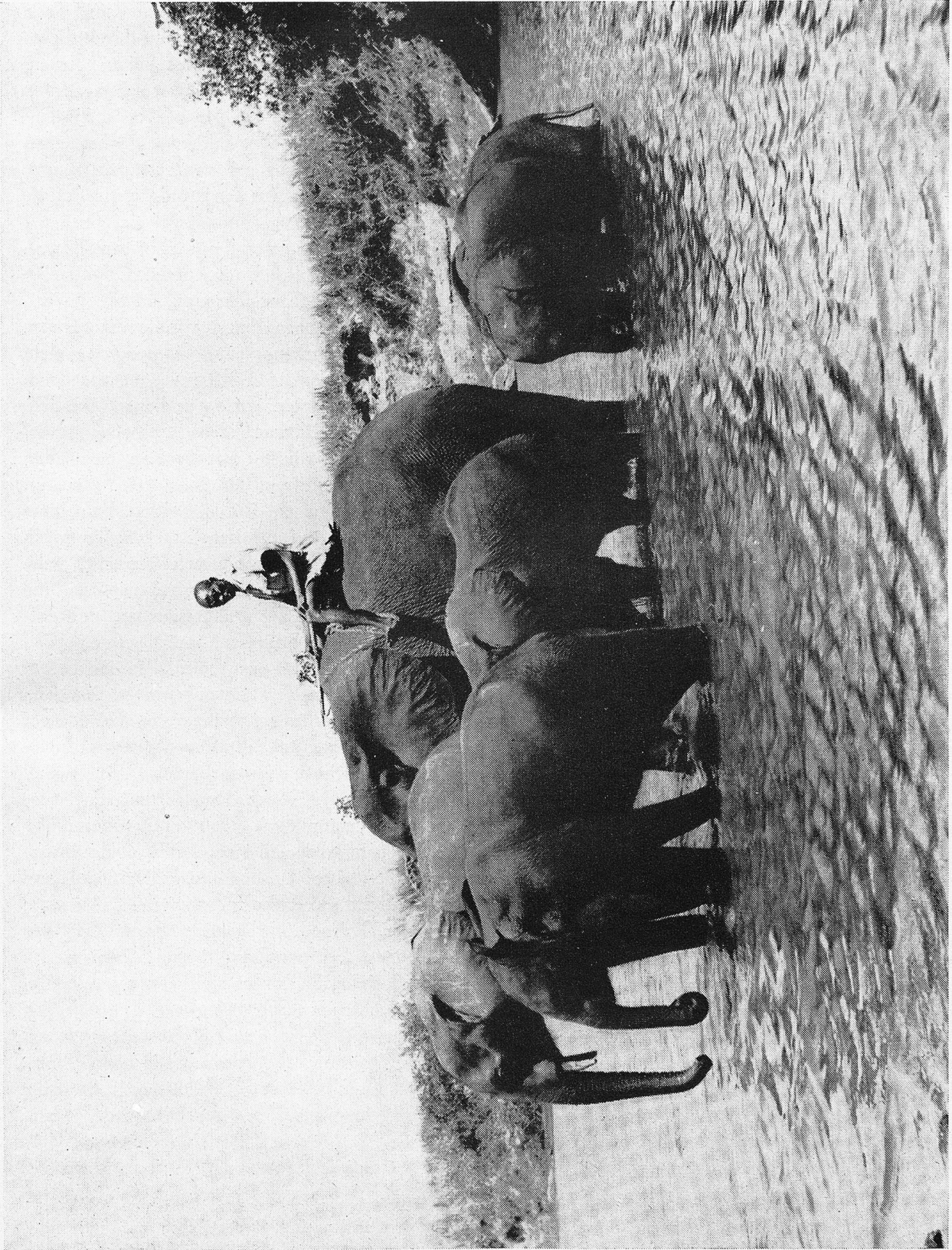
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mit Bus und Bahn durch Afrika

Ich habe einen Platz im Eingeborenen-Bus bestellt, um nach Moshi zu fahren. Morgens um acht Uhr holt mich der schwarze Chauffeur mit samt Bus vor meinem Hotel ab, um mich für 5 Shilling die 50 Meilen nach dem kleinen Städtchen am Fusse des Kilimandscharo zu bringen. Ich habe meinen Platz vorne beim Chauffeur. Zwischen ihn und mich zwängt sich ein Neger in europäischer Kleidung. Auf der Nase trägt er eine dunkle Sonnenbrille. Sie hat zwar nur noch ein Glas, aber es stört ihn nicht. Für ihn ist sie ein Emblem der Würde. Die Neger haben eine ausgesprochene Vorliebe für Sonnenbrillen, ganz besonders, wenn die Ränder sehr weiss und die Gläser sehr dunkel sind. Sie tragen sie auch bei stockdunkler Nacht! Ich sitze dicht an der Wagentüre, die der Chauffeur mit einem Strick festgebunden hat, denn es gibt kein Schloss mehr. Etwas sorgenvoll betrachte ich die bereits halbdurchscheuerte, miserable Schnur. Ich kenne nun die Strassen Afrikas. Ich werde meine Füsse mit aller Gewalt gegen den Wagenboden stemmen müssen, wenn ich nicht in jeder Kurve durch die gefährliche Türe geschleudert werden will. Aber man gewöhnt sich in diesem Lande an alles und nach einigen Monaten Aufenthalt hat man von den Schwarzen gelernt, Glück und Unglück ergeben hinzunehmen. — Der Bus sieht einem fahrenden Affenkäfig ähnlich. Masais, Kikuis und Neger anderer Provenienz steigen ein, setzen sich hinter der gitterartigen Holzverschalung auf die schmalen, schmutzigen Bänke, oder auf den noch dreckigeren Boden. Ihre Körbe und Bündel stellen sie sich zwischen die Beine, spucken laut zischend und mit erstaunlicher Treffsicherheit durch die Zähne und strömen in gewaltigen Wellen ihren säuerlichen Körpergeruch aus. Der «Driver» fährt durch die kleine Stadt, hält an jeder Strassenecke, an jedem kleinen Platz, am Trottoirrand, vor der Türe einer halbverfallenen Hütte und ruft laut lamentierend die Fahrgäste zusammen. Eine ganze Stunde fährt er stadtauf, stadtab, kreuz und quer. Einer ist noch nicht reise-

fertig, man holt ihn später ab — ein anderer ist nicht zu Hause, man sucht ihn. Es ist für europäische Begriffe unwahrscheinlich, aber des Schwarzen geflügeltes Wort ist: haraka heina baraka, oder: Eile, Eile bringt keinen Segen. Ich habe wohlweislich Khakihosen und Buschjacke angezogen, es ist im Eingeborenen-Bus das einzig mögliche Reisekostüm. Nach kurzer Zeit bin ich fliegenübersät und schaue aus wie ein Fliegenfänger in einer Bauernküche: auf gelbbraunem Grund sitzt Fliege auf Fliege! Es hat keinen Sinn, sie wegzuscheuchen, ich ergebe mich in mein Schicksal und dränge mich, so gut es wegen der miserablen Türe geht, ans offene Fenster. Ich bin der einzige Weisshäutige im Wagen und werde bestaunt und begafft wie eine Jahrmartkfigur. Nach kurzer Fahrt über die staubigen Strassen wird mein Teint demjenigen meiner Mitreisenden wohl sehr angeglichen sein! Endlich, endlich sind alle Passagiere an Bord und wir lassen die kleine Stadt Arusha, die auf dem halben Weg zwischen Kairo und Kapstadt liegt, hinter uns. Wir sind nun auf offener Strasse und unser Chauffeur beschleunigt das Tempo. Aber immer wieder zieht er mit einem kräftigen Ruck die Bremse. Vor jedem Schwarzen, der am Wege steht oder hockt, hält er an, um ihn auch noch in den bereits zum Bersten gefüllten Wagen steigen zu lassen. Es sind Landleute, die von weissgott woher kommen und nach weissgott wohin gehen. Sie bringen im Korb lautgackernde Hühner mit, manchmal tragen sie auch die wildflatternden Vögel einfach an den zusammengebundenen Beinen, oder sie balancieren auf dem Kopf mächtige Bündel Bananen. Der Bus schwankt ähnlich der Arche Noah über die Wellen der Strasse, weicht geschickt den grössten Löchern aus und fährt mit aller Geschwindigkeit, die der Motor hergibt, bald in der Mitte, bald links, bald rechts der fragwürdigen Fahrbahn. Jeder uns begegnende Wagen wirft dicke, rote Staubwolken auf, die sich beissend auf Gesicht und Arme legen. Bald ist nur noch Busch und dann über weite Strecken die halbhohen, sogenannten Flötenakazien. Sie recken ihre kurzen Aeste wie magere verküppelte Kinderarme in die Luft und sind dicht mit kleinen, dunklen, stacheligen Früchten übersät. Wenn der Wind über die Steppe bläst, singen sie einen dünnen, hohen Ton. Endlich fahren wir in Moshi ein. Ich bin vier Stunden gerüttelt und geschüttelt worden, ich habe vier Stunden Staub geschluckt, ich habe vier Stunden die Türe festgehalten und ich habe immer wieder die lästigsten



Morgenbad

der Fliegen von Mund- und Augenwinkeln verscheucht. Ich steige aus mit steifen Gliedern, vertrockneter Zunge, klebrig von Dreck und Schweiss. In einem halbwegs sauberen Lokal serviert man mir auf ausgefranstem, fleckigem Tischtuch ein gepfeffertes Stew. Das lauwarmer, schaumlose Bier stürze ich, ohne mit den Lippen das schmierige Glas zu berühren, gierig durch die staubige Kehle.

Am späten Nachmittag fahre ich zurück und versuche es diesmal mit der ostafrikanischen Eisenbahn. Vor einem halben Jahrhundert erbauten die Engländer diese Bahn unter den erdenklichsten Schwierigkeiten. Die «menschenfressenden» Löwen richteten hier solche Verwüstungen an, dass der Bau durch Wochen eingestellt werden musste. Die arbeitenden Inder liefen aus den Lagern davon mit der Erklärung, «sie seien von Indien gekommen, um für die englische Regierung zu arbeiten, nicht aber um sich von den Löwen lebendigen Leibes fressen zu lassen.»

Heute noch erzählen glaubwürdige Männer Schauergeschichten aus jener Zeit und sie behaupten, dass weit mehr als hundert Menschen nachts von den Löwen aus ihren Zelten geholt worden seien.

Der Bahnhof ist nicht viel mehr als ein gutgebauter Schuppen. Vor Jahren noch waren viele Stationen kleine, wellblechbedachte Hüttli, die nachts immer wieder von den Negern gestohlen wurden. Jedes Bahngelände hat separaten Eingang und Schalter für die Eingeborenen. Dort, wo ich mein Billett zu holen habe, steht gross angeschrieben: «Europeans only». Ich erkundige mich nach der mir bevorstehenden Reisedauer und erfahre, dass der Zug laut Fahrplan vier Stunden braucht. Es ist eine Strecke von etwa 80 km, aber auch gilt das Wort: Eile bringt keinen Segen! Vor dem Bahnhof hocken auf der blossen Erde ein Dutzend wartender Neger. Sie warten seit Stunden. Sie warten, wenn es erst morgen eine Zugs-Möglichkeit gibt, die ganze Nacht. Vielleicht sind

sie Hunderte von Meilen zu Fuss von ihrem Heim hiehergekommen, um in die Hauptstadt zum Arzt zu fahren und um dort wieder Stunden und Tage auf Audienz zu warten. Beim Bahnbau durch dieses weite, topfebene Land gibt es fast keine Kurven, und das schmalspurige Geleise läuft schnurgerade aus weiter Ferne an der Station vorbei in die Unendlichkeit. Zwischen den Schienen wächst Gras. Die Züge fahren höchstens zweimal pro Woche und die Neger benützen den Schienenstrang als bequemen Fussweg.

Der Zug fährt laut pustend ein. Schwarze Rauchwolken umhüllen die kleine Lokomotive. Ich steige in den Wagen für «Europeans only». Er ist einigermaßen sauber, aber die Abteile der Eingeborenen sind in Einrichtung und Atmosphäre dem Bus sehr ähnlich. Die Rückreise gestaltet sich wie die Hinreise — einzigartig und unvergesslich. Langes Hin und Her auf den Stationen, unverständliche Zwischenhalte mit ganzen Schwaden von Kohlenstaub durch das fensterlose Fenster, mit viel lautem Pfeifen, Rufen, Johlen. Bei einem sehr langen Halt auf offener Strecke schaue ich hinaus, um die Ursache zu erfahren. Ich sehe unseren Lokomotivführer neben seiner Maschine stehen und mit einem Hergelaufenen laut und aufgeregert um Bananen feilschen.

Eben ist es Nacht geworden. Alles in diesem Land geschieht unvorbereitet, unerwartet. Der Himmel öffnet sich. Ein sattorangerotes Band zieht sich hinter der fernen Schneekrone des Kilimanjaro. Scharf zeichnet sich darin der Berg. Dunkel liegt die ungeheure Ebene. Dunkel und sternenlos der immense Himmel — nur dieses Band das leuchtet, leuchtet, als ob sich der Welt das Paradies geöffnet hätte. Unser Züglein fährt pustend und schnaufend seinen bolzgeraden Weg. Aus dem Kamin der Lokomotive schickt es in heftigen Stössen einen Funkenregen in die Schwärze der Nacht und zieht ihn hinter sich her, wie ein Komet den leuchtenden Schweif.

Margrith Toggenburger

Wissen Sie

dass im belgischen Kongo allein jährlich 10 000—20 000 Elefanten erlegt werden? Dass man aus den Stosszähnen vor allem Billardkugeln macht, und dass sich noch 1946 der Export auf 273 Tonnen Elfenbein im Werte von über 5 Millionen Schweizerfranken belief?

Nach H. Hediger: Kongotiere. Erschienen im «Du», April 1942.